

Naturfeindschaft.

Von Dr. Franz Ottmann.

Die Ausführungen von Hofr. Schlesinger in der letzten Nummer „Landschaftsschutz und Landschaftsgestaltung“ haben als eine befreiende Tat gewirkt und es wäre nur zu wünschen, daß sie von möglichst vielen gelesen — und beherzigt werden. An dieser Stelle mag es gestattet sein, die Ausführungen etwas weiter auszuspinnen, wobei sich die Gliederung der dort gewählten Reihenfolge anschließen soll. Doch vorher eine kurze grundsätzliche Betrachtung.

Wenn man ein Übel bekämpft, ist es natürlich immer wichtig, seine Wurzel zu finden und die liegt hier offenbar in der falschen Grundeinstellung zur Natur, gipfelnd in dem Satz: Der Mensch ist dazu bestimmt, die Natur zu beherrschen. Dies mag aus einer falschen Deutung von Bibelworten stammen („Lasset uns Menschen machen, die da herrschen über die Fische im Meere usw.“ — „Füllet die Erde und machet sie euch untertan“). Immerhin war bis zur Mitte des 19. Jhdts. die Auffassung doch noch immer sinnvoll, sofern man, in entsprechender Anwendung, „beherrschte“ wie ein guter Herrscher. Man tötete natürlich eßbare und daneben auch schädliche Tiere und die Jagd, besonders die der Hölse, war lange ein barbarisches Schlachten, auch Wiese und Feld wurden dabei nicht geschont, aber im ganzen lebte man doch in Einklang mit der Natur. Erst durch das maßlose Anwachsen der Städte, zugleich durch den Einbruch der Technik und ihre wildeste Abart, den Amerikanismus, zerbrach diese Harmonie und wir finden nun allenthalben eine Auffassung, welche die Natur geradezu als „Feind“ betrachtet und als Objekt der Ausbeutung. Zu welchen verheerenden Folgen die daher stammenden willkürlichen Eingriffe gerade in den Vereinigten Staaten von Amerika geführt haben (Sandstürme durch sinnlose Abholzung, Verödung ganzer Distrikte u. a.) ist bekannt genug. Auch bei uns kann man kaum eine Zeitung öffnen, ohne diesem Mißverständnis zu begegnen. Welcher Mangel an Verehrung, welche Geringschätzung liegt darin! Solche Züge finden wir allenthalben auch im täglichen Leben. Was haben der Antike Haine und Quellen bedeutet! So noch heute bei vielen Völkern, denen wir uns überlegen glauben. Die bequeme Zuleitung des Wassers hat uns abgestumpft. Was für ein erbärmliches Ding ist die „Bassena“! Wie verarmt sind wir dadurch, daß wir unser Herz einer Andacht berauben, die ihm wohl täte weil sie einem ungebrochenen Gefühl entspricht! Und wir werden nicht zur Ruhe kommen, ehe wir nicht zu einem harmonischen Verhältnis zur Natur zurückfinden.

Nun zu den einzelnen Bemerkungen!

Der Forstbetrieb wird im Wienerwald auf dem Boden des bisherigen Wien — außer dem Lainzer Tierpark — so geführt, daß man nur selten schöne alte Stämme findet. Meist nur allzu dichtes, mageres Stangenholz. Das macht den Wald auf die Dauer [s]au und armjelig. Auch fehlt ihm damit im Sommer die rechte Waldeskühle. Muß das sein?

Die schönsten Reste nach Industrien sind bei uns wohl die Ziegelteiche auf dem Laaerberg. Seltsam, daß sie von unseren Malern noch gar nicht entdeckt wurden, ebenso wenig wie die herrlichen Fernblicke von dieser Höhe! Diese Teiche sind so sehr eine besondere, eigenartige Schönheit unserer Landschaft wie in anderer Art der Wienerwald, der Prater, die „alte Donau“, die Lobau u. a. Diese Mannigfaltigkeit auf so engem Raum macht ja gerade die besondere Schönheit der Wiener Landschaft aus! Eines steigert das andere, alles fügt sich zu einem harmonischen Ganzen. Dann wäre aber auch wirklich jedes einzelne dieser Elemente zu pflegen und, natürlich unaufdringlich, herauszuarbeiten. Nun wird dort ein Park angelegt, viermal so groß wie der Türkenjhanzpark. So wie er angefangen ist, dürfte er dem Sartäckerpark (am Nordhang der Gersthofener Höhe) ähnlich werden: eine schnurgerade Alhorn-Allee schneidet durch Kornfelder, am Hang etliche Nadelbäume, auch viel Milanthus ist vorbereitet. Es ist sehr zu befürchten, daß durch die gewisse schematische Anlage der Charakter des Ortes verwischt wird, daher zu wünschen, daß vorher ein genauer Plan des Parkes mitgeteilt werde, damit doch auch andere Fachleute ihr Urteil abgeben können. Die Sache ist ja von höchster Wichtigkeit. Das ganze Gelände eignet sich wegen seiner köstlichen, immer leicht (oft auch heftig) bewegten Luft und seiner wunderbaren Aussicht für Volkswohnungen. Kommt es dazu, dann ist zu hoffen, daß damit die Baulust etwas vom Westen abgelenkt wird, wo sie in Weinberge, Wiesen und Felder schon allzu tief einschneidet und deren Bestand ganz bedrohlich verringert.

Nach der freimütigen Kritik im zitierten Aufsatz kann man es nun wohl offen aussprechen: die Donauregulierung ist die größte Katastrophe, von der Wien je betroffen wurde, größer als manche Überschwemmung, zu deren Abhaltung sie geschaffen wurde, weil sie ein zu gewalttätiger Eingriff in den natürlichen Rhythmus der Natur ist. Hofr. S. zählt etliche der üblen Wirkungen auf. Ich will noch eine nennen: Während man sonst für die Anlage von Städten überall Flußwindungen aufsucht (man denke an London, Paris, Berlin) oder Lehren oder Zusammenflüsse, um möglichst viel Berührungsfläche von Wasser und Land zu bekommen, ist durch das fast schnurgerade Bett diese Berührungsfläche auf das Minimum verkürzt. Die starre Linie wirkt hart und unnatürlich, nimmt dem Strom alle Anmut, öffnet

nach beiden Seiten Blicke ins Leere. Die notwendige Donauuferbahn besetzt die wertvollste Geländestrecke, der Rest wird von Silos, Öltanks, Speichern eingenommen, meist rechteckigen Blöcken, die gleiche Parallelreihen erzeugen, bis diese mit der natürlich gewachsenen Stadt zu unverföhlichem Konflikt zusammenprallen. Lange hoffte man auf Hafenanlagen zwischen den beiden Brücken, noch Waldbogel hat um 1905 solche Pläne entworfen (Stadtbibl. Nr. 75341—K). Durch die Anlage des Großhafens in Fuschamend ginge nun die letzte Hoffnung dahin, daß sich Wien je den vorbeischießenden Strom erobert. Aber natürlich gehen auch hier die Rücksichten auf das Ganze voran.

Eine Wasserfrage kleineren Stiles betrifft die offenen Gerinne. Man zittert schon für jeden freien Bachlauf: „Wie lange wird man ihn noch gewähren lassen?“ Man denkt an den Zauber des Krottenbaches und das Bild des Grauens, das man daraus gemacht hat. Sievering stand immer im Schatten Grinzings, hatte aber dadurch den Vorteil, daß man ihm seinen Bach gelassen hat. Wie lange noch?

An das kahl regulierte Wienbett hat man sich leider — nein doch, nie kann man sich an diese Augenmarke gewöhnen. Wenn es aber möglich war, die Mauern des letzten Teiles, den Stadtpark entlang, mit Grün zu verkleiden, warum wird das nicht über die ganze offene Strecke hin fortgesetzt?

Zur Frage „Bau- und Siedlungsweisen“ einige Gedanken! Von den „Seelengaragen“ wohl die ärgste ist die im Volke „Stahlfirche“ benannte auf dem so heimelig klingenden und daher umso schwerer enttäuschenden „Liebfrauenplatz“ (10. Bez.). Gerade hier, auf der Höhe des Laaerberges, wäre ein weithin beherrschendes Bauwerk mit hohem Turm am Platze, nach der Art der Sacré-coeur-Kirche in Paris. Schade, wirklich schade!

Wie eine Siedlung am besten anzulegen sei, diese Frage ist heute noch im Flusse, die Lösung muß wohl sinngemäß in jedem einzelnen Falle neu erkämpft werden. Die beliebte schachbrettförmige Reihung ist nicht viel besser als die willkürliche chaotische Häufung, denn auch in ihr ist keine gestaltende Kraft fühlbar wie sie unser Auge, wie sie die Landschaft verlangt. In England sind Verbindungen aus einfachsten geometrischen Figuren beliebt, die sich zu einer Art Teppichmuster zusammenschließen. Weit besser scheint mir die dorfsartige Reihung, wofür wir ja in nächster Nähe und im weiteren Umkreise zahlreiche herzerfreuende Vorbilder finden. Sitte hat dagegen (Städtebau S. 119) mancherlei eingewendet, er spricht von „erzwungenen Ungezwungenheiten, beabsichtigten Unabsichtlichkeiten, erlogener Naivität, künstlicher Natürlichkeit“ — und hat damit den Städtebauern den Weg verstellt. Es kommt doch alles darauf an, in welchem Geiste man eine Arbeit anpackt. Glaubt einer selbst nicht an seine Arbeit,

dann kann natürlich nichts Gutes daraus werden. Hat sich aber ein Städtebauer Jahre lang liebevoll in die vielen schönen Formen unserer Dörfer versenkt und überträgt nun das so gewonnene Formgefühl auf eine Siedlung, so ist wohl ein erfreuliches Ergebnis zu erhoffen. (Grundlage: natürlicher Landschaftsraum! D. Schrijfl.).

Das gilt auch für die zahllosen, nicht gerade als einheitliche Siedlung gedachten Häuschen, die jetzt, von vielen Vorübergehenden als „Vogelhäuser“ verspottet, unsere Landschaft um alle größeren Städte herum zerreißen.

Über Bauform, verbaute Fläche und verschiedene andere hierher gehörige Fragen müßte ein Einvernehmen der Bauwilligen erzielt werden: eine — ohne Pedanterie — gleichmäßige Bepflanzung der Vorgärten, wodurch sich im einzelnen Kleines zu großer Wirkung sammeln kann; gleichartige Einfriedung, nicht neben einander Drahtgitter, Lattenzaun, Buschwerk, Mauer (Beispiel: 19. Bez. Erbsenbachgasse). Als Buschwerk sollten nicht hochstämmige Bäume wie Ahorn, Kastanien auf etwa 2 m Höhe verschnitten werden, das ist widernatürlich und wirkt daher peinlich (Beispiel: 19. Bez., Bellevuestraße) u. dgl. m.*)

Sam. Sitte hat in einem eigenen, späteren Auflagen hinzugefügten Kapitel „Großstadtgrün“ die Pflanzung von einzelnen Bäumen oder Baumgruppen und Buschwerk an passenden Stellen von Straßen, an Rainen und Bodenwellen empfohlen. Das ist vollkommen unbeachtet geblieben. Das Amt kennt nur die umgitterte Park- oder kleinere Rasenfläche, abseitig gelegene Pfade, Gräben usw. werden für den Abfall preisgegeben. Auch hindert die viel zu weit getriebene Asphaltierung jede Anpflanzung, läßt sie doch nicht einmal einen Grassalm hervorsprossen. Eine weitere Folge davon ist, daß viele einzelne Bauten, etwa Schulen, kahl an der Straße stehen. Zwei Bäume am Tore würden das ganze Bild umstimmen (Beispiel: Beethoven-Realschule, Krottenbachg., 19. Bez.).

Fassen wir zusammen, so finden wir auf der einen Seite ein übertriebenes Technisieren und als Rehrseite davon einen Mangel an Einfühlungs- und Gestaltungsvermögen. Es liegt nahe, auf einen urfächlichen Zusammenhang zu schließen: daß der Mensch, indem er der Natur allzusehr mit kalten rechnerischen Künften an den Leib geht, Wärme und künstlerische Kraft einbüßt. Einfühlung in die Natur, künstlerisches Empfinden und aufbauende, gestaltende Kraft hängen eben innig zusammen. So kehren wir zur einleitenden Be-

*) Die n. d. Naturschutzstelle kämpft seit mehr als einem Jahrzehnt in diesem Sinne. Ihre Bauvorschriften (seit einigen Jahren in den meisten Gemeinden gemäß Bauordnungsnovelle verpflichtend) haben viel Gutes gestiftet.

trachtung zurück: Naturfeindschaft ist die Wurzel des Übels. Wir werden nicht zur Ruhe kommen, ehe wir nicht zu einem harmonischen Verhältnis zur Natur zurückfinden.

Naturschutz und Schule.

Anregungen für den Unterricht im Monate September.

I. „Erweckung von Liebe und Sinn für die Schönheiten der Natur. Naturschutz.“ So steht es im Lehrplan und viele gleich klingende Worte sind gerne in sachlichen Aufsätzen zu lesen. Naturschutz und Naturliebe sind schöne, leider aber nur Wörter, noch dazu reichlich allgemeine und wenig anschauliche. Was soll sich darunter ein noch so gewissenhafter Lehrer vorstellen? Er soll zu Jahresanfang gründlich den Lehrplan durchlesen, um dem Unterrichte und der Erziehung des beginnenden Schuljahres Inhalt und Ziel zu geben und stößt dabei auf „Erweckung von Liebe“ Dies soll schon manchem Lehrer einiges Kopfschmerzen bereitet haben, hört es sich doch ganz anders an wie beispielsweise „Rechnen im Zahlenraume bis 1000, Zu- und Wegzählen“!

Einst hielt ein junger Lehrer seiner Klasse eine richtige Brandrede gegen Alkohol und Nikotin und verwies nachdrücklich auf die Schadensfolgen für Leib und Geist, den Einzelnen, die Familie und das Volk. Am gleichen Abend saß der gleiche Lehrer beim Viertisch, eine Zigarette im Mund. Durch ein Gasthausfenster guckte neugierig ein Knabengesicht „Der Lehrer glaubts selber net, was er uns vorredet,“ hieß es am nächsten Tage in der Klasse. Der Lehrer hat daraufhin tatsächlich Bierglas und Zigarette sein lassen, ja, trat schließlich gar einem Kampfverein gegen Genußgifte bei.

Nun möge jeder Lehrer diese wahre Geschichte auch sinnbildlich gleich für den Naturschutz deuten.

Auch im Naturschutz ist das Beispiel des Lehrers ausschlaggebend. Geht er im Walde auf unerlaubten Wegen mit seiner Klasse spazieren, so werden seine Schüler künftighin auch nichts Verbotenes finden, läßt der Lehrer auf dem Rastplatz Papier und Sardinienbüchse zurück, so kann er nicht den Kindern die Reinheit der Wiesen vor Unrat predigen und ein Lehrer, der dankbar immer wieder Büschen von geschützten Blumen auf seinen Lehrtisch stellt, muß beispielsweise von einer Eintragung der geschützten Pflanzen in das Merkheft seiner Schüler absehen.

Warum findet sich aber wirklich in Hinblick auf den Naturschutz so selten ein beispielgebender Lehrer? Zwei Hauptgründe sind es:

1. Weil heute noch die Mehrzahl der Lehrer vom Naturschutz eine falsche Meinung hat! Wieviele Lehrer glauben, wenn sie ein

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1938

Band/Volume: [1938_9](#)

Autor(en)/Author(s): Ottmann Franz

Artikel/Article: [Naturfeindschaft 125-129](#)